

Kulturelle Feindbilder

Musikantenstadt – Regietheater – rosa – rtl 2 – Blaustrumpf – Schweinebraten – Pfarrer Fliege – „Mutti“ – Prolls – Hausfrau - Wessis – Neukölln – Deutschland sucht den Superstar – Alice Schwarzer – Fahrradfahren – Modells - Holzfällerhemden – Leitkultur – Bild-Zeitung - Gymnasiasten – graublaugelbe Dauerwellen - Sushi – Osis – Heino – Arte – Bürokraten - Schickse – Spandau – Weihrauch – Blondinen – Multikulti – Damenmode - Marx – Manta-Fahrer – Bayern München – Dieter Bohlen: Im Rahmen eines Feldversuches in Form einer kurzen Befragung in meiner Familie kamen diese Begriffe als eigene Feindbilder bzw. die ihrer Feinde zusammen, von meiner Politologie studierenden Tochter als partiell reflektierter Chauvinismus definiert, aber eben nur partiell. In den vielen Texten über Feindbilder, Vorurteile und Friedenspädagogik – dies geht zumindest beim Googeln immer zusammen – wurde dem friedensbemühten Leser stets angeraten, zunächst sich seiner eigenen Feindbilder und Vorurteile bewusst zu werden, im Sinne weisen Spruches: „Zu den schlimmsten Vorurteilen gehört jenes, selbst keine zu haben!“

Wahrscheinlich hatten wir alle unser Bewusstsein wie – anlässlich von Freuds Geburtstag – auch unser Unterbewusstsein und unser Über-ich so weit gereinigt, dass uns außer den „Osis“ keine ernsthaft revanchistischen und völkerverhetzenden Feindbilder einfielen. Kulturelle Feindbilder seien nötig, wir bräuchten sie als Bindeglied und Identitätsstiftung unserer Familie, meinte meine politologisch sich bildende Tochter. Sie sah dabei eher den augenzwinkernden selbstironischen Spaßfaktor. Aber sie hatte etwas wesentliches getroffen.

Und so arg weit weg waren wir mit unseren Feindbildern nicht von den Kümmeltürken, Spaghetti-Fressern, Kanaken, dem „Osten“ des Kalten Krieges, den feigen, treulosen Italienern, den barbarischen Russen, den schlampigen und arroganten Franzosen – die Adjektive stammen aus der Zeit des 1. Weltkriegs -, und „Mohammedaner“ – „Zwangsehe“ – „Ehrenmord“ und „Terroristen“ werden heute oft in einem Atem genannt. Und Vorurteilen und Feindbildern begegne ich täglich, wenn ich erzähle, wo ich arbeite. Es beginnt mit den Charakterisierungen des Bezirks, wobei „Bronx von Berlin“ eher noch ein Ehrentitel ist.. Grundsätzlich tragen Neuköllner immer Jogginganzüge, führen Kampfhunde Gassi, die die Straßen verschmutzen, und besaufen sich in Eckkneipen, wenn sie sich nicht gerade kriminellen Handlungen hingeben – gemeinsam mit den Ausländern, die außerdem Moslems sind, die in ihren Moscheen oder auch als Schläfer den nächsten Terrorakt vorbereiten (weshalb man auch den Moscheebau in gutbürgerlichen Vierteln wie Pankow verhindern muss). Und außerdem verläuft hier die Frontlinie des deutschen Kulturkampfes, dessen Speerspitze und zugleich Dolchstoß die Rütli-Schule ist. Dort – und das ist jetzt nicht mehr ironisch gemeint -, wie auch in anderen Schulen von Neukölln-Nord, ist der offene Krieg zwischen den wenigen Kindern deutscher Herkunft und den sehr vielen (ca. 80%) nicht deutscher Herkunft ausgebrochen. Die Gegner sind klar: Schule, Lehrer hier – Migrantenkinder da, und die wenigen deutschen Kinder dazwischen. Das schlimmste Schimpfwort an einigen dieser Schulen ist „deutsch“ und hat mittlerweile das Schimpfwort „schwul“ (das alles, nur nicht homosexuell meint) weit übertrumpft. Ich mache eben den klassischen Fehler, der ein entscheidender Schritt zur Feindbildprägung ist: Ich verallgemeinere, ich setze pars pro toto, argumentiere mit Stereotypen. Natürlich ist nicht für alle Migrantenkinder „deutsch“ das schlimme Feindbild, an dem sie sich abarbeiten, natürlich gibt es auch sehr produktive gemeinsame pädagogische Aktionen, an denen Schüler, Lehrer, Eltern, Nachbarschaft etc. beteiligt sind. Dennoch sind es

grelle Feindbilder, die unsere Stadtteil-Realität zerstörerisch durchsetzen. Und sie basieren auf partiell tatsächlich Erlebtem.

Ich will Sie nicht langweilen mit Richtigstellungen, aber um sich der Problematik der Feindbilder, mit denen ich mich beschäftigen möchte, annähern zu können, müssen einige Fakten benannt werden, die in Neukölln besonders krass sind, aber auch anderswo ähnlich zu benennen wären – sei es in Dortmund oder Duisburg. Nordneuköllner sind Looser. Von 1870 bis 1910 von 8 000 Einwohnern zu 240 000 Einwohnern explodiert, wurde das alte Rixdorf, schon damals sehr arm, politisch rot und in der Weimarer Zeit zu einer bildungs- und sozialpolitisch beispielhaften Kommune Preussens. Trotz erheblichen Widerstands hausten die Nazis übel; der Rest Widerständigkeit wurde im Kalten Krieg beseitigt. Heute herrscht hier prozentual die höchste Arbeitslosigkeit Berlins, die Armutsquote – insbesondere die der Kinder und Jugendlichen - ist spitze, die Bebauung und damit die Bevölkerungsdichte ist die dichteste von Berlin, der Gesundheitszustand ist schlecht. Prozentual die meisten Menschen mit Migrationshintergrund Berlins leben hier, es gibt ca. 165 verschiedene Nationalitäten. Grundschulen werden zwischen 85 und 95 % von Migrantenkindern besucht, unter den Abiturienten sind es nur noch 20%. Ca. 30% der Schüler verlassen Haupt- oder Realschule ohne Schulabschluss; auch von denen mit Abschluss findet nur ein kleiner Prozentsatz eine Lehrstelle.

Die Nordneuköllner haben mehr Material, um Feindbilder zu entwickeln, als Hoffungsprinzipien. Dieses Material lässt sich nicht wegreden oder wegtherapieren. Hier fühlt sich eine ganze Generation von Jugendlichen belogen, und sie können es beweisen. Letztlich ging es darum in dem Notschrei der Rütli-Lehrer, und ein leitender Mitarbeiter der Jugendförderung scheint mit seiner zynischen Aussage Recht zu haben: „Die Kids brauchen gar keine Schule, die haben eh keine Chance“. Diese Resignation hätte neben der Tatsache, dass sie das Grundrecht auf Bildung für zwecklos hält, die Konsequenz des Zuwachses von Feindbildpotential: Je weniger man weiß, desto krasser sprießen die Feindbilder.

Was sind Feindbilder?

Feindbilder basieren in der Regel auf Vorurteilen und Stereotypen und leiten sich aus politischen, sozialen, religiösen, ethnischen, kulturellen Vorurteilen ab. Feindbilder spiegeln wider, was wir über einen möglichen oder realen Feind denken, empfinden, vermuten und erwarten. Sie sind die krasseste Form geschürter Vorurteile als konsistent negative Einstellung gegenüber einzelnen Menschen oder Menschengruppen. Feindbilder sind schwerer zu korrigieren als Vorurteile und Stereotype, weil emotional festgezurr. Der zum Feind Deklarierte kann darauf kaum Einfluss nehmen.

Feinde dienen dazu, die eigene Identität zu definieren, Solidarität mit anderen zu erfahren, die den gleichen Feind sehen, eigene Ängste nach außen zu projizieren. Ein Feind stellt ein potentiell Risiko dar, auf den man deshalb meist aggressiv reagiert. Die Bedrohung durch Feinde löst Angst aus; sie kann sehr weitreichend sein und uns physisch, emotional und/oder intellektuell belasten. Doch auch Angst um die Lebensgrundlagen lassen Feindbilder entstehen. Schlechtes Selbstwertgefühl eines einzelnen oder einer Gruppe werden rasch durch Feindbilder aufgewogen. Feindbilder sind abstrakt, klischeehaft, ungerecht; sie verdecken die Realität mehr als dass sie sie enthüllen.

Feindbilder helfen, den Feind zu konkretisieren und auszumalen. Es wäre viel zu einfach gedacht und gehandelt, Feindbilder durch gutes Zureden, Klarstellung durch

Fakten etc. aufheben zu wollen oder zu können. Meist hat jedes Feindbild irgendein Körnchen Wahrheit oder basiert zumindest auf einer möglicherweise fehlinterpretierten Erfahrung: „Voraussetzung für den Aufbau und die Instrumentalisierung von Feindbildern ist immer ein Kristallisationskern von Realität oder von auf allgemeinem Konsens beruhender Überzeugung als Pseudorealität.“¹. Aus dem Einzelfall, aus einer individuellen persönlichen Verletztheit wird ein Vorurteil, das bei entsprechender Unterfütterung zum Feindbild wird. Eine eindeutige Relation zwischen Qualität des Feindbildes und dem Quantum eigener Erfahrung ist nicht zu erkennen: Liegt bei den Kindern und Jugendlichen, für die „deutsch“ ein schlimmes Schimpfwort ist, eigene vielfältige Erfahrung der Verletztheit und Sinnlosigkeit zugrunde, so wissen wir andererseits, dass die „Ausländerangst“ dort sehr hoch ist, wo man gar keine Erfahrung mit ihnen als Nachbarn machen kann. Wolfgang Benz, der renommierte Antisemitismusforscher, brachte die Wirkungszusammenhänge von Feindbildern auf drei knappe Punkte: „1. Selbstbestätigung und Ausgrenzung (im Sinne von: ‚Ich bin/ wir sind richtig und entsprechen der Norm.‘)
2. Schuldzuweisung und Sinnstiftung (im Sinne von: ‚In bin/wir sind die Guten, moralisch Überlegeneren‘)
3. Angst und Realitätsverweigerung (im Sinne von: ‚Ich muss mich/ wir müssen uns schützen‘).“²

Kulturelle Feindbilder

Ein Versuch, den Begriff des Feindbildes auf ein „kulturelles Feindbild“ zu fokussieren, gelingt nur mühsam – auch wenn der „Kriegsschauplatz“ ein kultureller Kontext ist, so lässt sich die Genese des Feindbildes nicht auf diesen reduzieren. Davor aber noch liegt die Frage nach dem, was unter „kulturell“ zu verstehen ist: die Gesamtheit der geistigen und künstlerischen Lebensäußerungen der Menschen, und/ oder - bezogen auf einzelne Menschen - seine Bildung, Gesittung und Lebensweise; die sich von anderen unterscheidende Lebensweise einer Gruppe, einer Gemeinschaft bzw. einer Ethnie oder einer Epoche? In diesem Sinne sind alle Feindbilder kulturell; sie können ihr verursachendes oder auslösendes Moment jedoch mehr oder weniger prägend innerhalb dieses Bedeutungsspektrums erfahren.

So prägen sich Feindbilder häufiger in bildungsfernen Schichten aus, bei Menschen, deren Wissen über die Welt und andere Menschen nicht sehr entwickelt ist. Arbeiten sich Feindbilder an kulturellen oder gar künstlerischen Symbolen wie bestimmten Musikgattungen ab, so stehen diese oft als unterscheidende Differenz für unterschiedliche Lebensweisen und sind mit generativen und/oder sozialen Unterschieden als Erkennungszeichen gekoppelt, sind Feindbilder von religiösen Vorurteilen und Missverständnissen geleitet, so hängen sich diese wie Kletten an bestimmte Ethnien oder Nationen.

Auch die Entstehungsgeschichten von Feindbildern sind höchst different, je nachdem, ob aus psychologischer oder aus sozialpsychologischer/ soziologischer Betrachtungsweise argumentiert wird. Harald Welzer verweist auf das „Soziale Gedächtnis“³ und dessen Fähigkeit der „transgenerationellen Weitergabe“, Jan Assmann auf das „kulturelle Gedächtnis“⁴ als „Sammelbegriff für alles Wissen, das

¹ Wolfgang Benz, Feindbild und Vorurteil. München 1996, S. 11-12

² Benz, a.a.O. S. 9

³ Welzer Harald, Das soziale Gedächtnis, Hamburg 2001

⁴ Assmann, Jan: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Jan Assmann und Tonio Hölscher (Hrsg),

im spezifischen Interaktionsrahmen einer Gesellschaft Handeln und Erleben steuert und von Generation zu Generation zur wiederholten Einübung und Einweisung ansteht.“(S.9).

Natürlich sind Elternhaus, Schule und wichtige Bezugspersonen entscheidende Einflussfaktoren, da sie Werte, Grundhalten und Ansichten vermitteln, verstärken und übertragen. Dies geschieht bei kleinen Kindern, ohne dass diese es beeinflussen können; Ältere sind durchaus in der Lage, sich dem zu entziehen und sogar umzukehren, wenn sie diese Bezugspersonen nicht akzeptieren („Vater ist arbeitslos, also ein Versager“, „Lehrer respektiert mich nicht“). Medien – insbesondere die Massenmedien – haben eine ebenso lenkende wie verstärkende Funktion. Eigene Erfahrungen junger wie älterer Menschen von Gewalt, des Ausgegrenztwerdens, des Misserfolgs, der Respektlosigkeit können die von Benz genannten „Kristallisationskerne“ sein, auch wenn sie nicht selten auf critical incidents zurückzuführen sind, die wiederum auf differente kulturspezifische Handlungsweisen und Umgangsformen hinweisen.

Und schließlich: Feindbilder erzeugen Feindbilder, Feinde machen Feinde. Dies exemplifiziert der seit 42 Jahren in Deutschland lebende Kreuzberger Integrationspolitiker Riza Baran. Er fasst viele der möglichen Auslöser von Feindbildern für das Beispiel Islamismus zusammen: „Gerade in modernen Gesellschaften sind Feindbilder wichtig. Feindbilder können (fehlende direkte Sozialbeziehungen) kompensieren, sie ersetzen das positive Wissen von den eigenen Gesellschaft (...) durch Aggressionen gegenüber einem Gegner. Allen Individuen ist mindest gemeinsam, dass sie von einem Feind bedroht werden. Feindbilder können nicht künstlich erzeugt werden, sondern müssen auf tradierte Konfrontationen zurückgreifen. Der aktuelle Anti-Islamismus des Westens hat in dieser Beziehung gute Voraussetzungen: Seit der frühen Neuzeit gilt der Orient den Europäer/innen als Bereich der Gegenvernunft, des gewaltbereiten Wahnsinns und der Bedrohung. Die Bedrohlichkeit ist eine weitere Konstante von Feindbildern. Dem Feind werden Überlegenheit und aggressive Absichten unterstellt.

Innengesellschaftliche Probleme werden dem Feind zugeschrieben: An Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot oder Kriminalität schuld sind die «Ausländer». Jede Kritik kann als versteckte Komplizenschaft dem Feind abgewehrt werden. Dabei täte eine kritische Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung hier im Westen not. Doch statt grundsätzlich die Folgen von Deregulierung und unsozialer Marktwirtschaft zu diskutieren, finden die Gefahren des islamischen Fundamentalismus weit mehr öffentliche Aufmerksamkeit.

Feindbilder produzieren reale Konflikte und schließlich – das ist die große Gefahr – gleichen sich auf beiden Seiten die Verhaltensweisen den Vorstellungen an, die die Gegenseite jeweils in ihrem Feindbild entwirft. Insbesondere die schwächere Partei kann sich dem Sog der Definitionsmacht der Mehrheit nicht entziehen.

Die Betroffenen werden ausgegrenzt und in ihrem Selbstwertgefühl verletzt. Paradoxerweise bietet das Feindbild hier einen Ausweg: Denn je mehr sich die Migrant/innen selbst nach dem Entwurf begreifen, den das Feindbild ihnen zur Verfügung stellt, desto selbstbewusster können sie gegenüber den Deutschen auftreten. Schließlich wissen sie ja nun, dass die Deutschen den Islam als bedrohlich ansehen und sich ihm unterlegen fühlen – ansonsten bräuchten sie kein Feindbild. Damit bietet man gerade den Jugendlichen ein attraktives Verhaltensmuster, die besonders unter Ausgrenzung leiden und noch nicht auf gesellschaftliche

Konventionen festgelegt sind.“⁵

Feindbilder –beim Wort nehmen?

Feindbilder sind die Kehrseite von Angst, Unsicherheit, gespeist von Unwissenheit und/oder von Vorurteilen und Stereotypen, gedüngt von subjektiven Erfahrungen und Verletzungen, aber auch – wie C.G. Jung argumentiert - Ausdruck destruktiver Projektionen, d.h. negativer Anteile unser selbst, die wir auf andere übertragen. Es gilt nicht, diese zu verdrängen oder zu bekämpfen – verbieten kann man sie schon gar nicht -, sondern sie quasi in die Hand zu nehmen und ihnen ins Gesicht zu schauen. Die individuellen wie kollektiven Auslöser und Verursacher von Feindbildern sind so vielschichtig, dass dies sicher nur ein Schritt sein kann, um mit dem Abbau zu beginnen – möglicherweise aber der entscheidende erste. Denn eines scheint mir klar zu sein: Auf Feindbilder – auch wenn sie kaum sichtbar sind - kann eine Gesellschaft, die die Menschenrechte ebenso wie die Notwendigkeit kultureller Vielfalt als konstitutiv ansieht, nicht aufbauen. Vorurteile und Feindbilder verhindern die Unvoreingenommenheit, die in unserer Zeit und Welt der Globalisierung so wichtig ist. Sie verhindern Toleranz und Akzeptanz, tragende Säulen eines weltweiten, konstruktiven Miteinanders in Gegenwart und Zukunft.

Eine Möglichkeit, anzufangen, ist das genaue Hinsehen auf Stereotype und Vorurteile, die überall herumgeistern – z.B. die höhere Kriminalitätsrate von Ausländern. Diverse Studien haben auf die Fehlerhaftigkeit dieser Aussage hingewiesen, wenn auch die Tatsache bleibt, dass die Kriminalität in sozialen Brennpunkten höher ist als anderswo und dass in sozialen Brennpunkten mehr Migranten wohnen als anderswo. Das ist aber auch alles, wobei das Wort „Ausländer“ in solchen Aussagen nie aufgelöst wird, weder nach Ethnien noch nach Gründen für die Migration nach Deutschland noch nach der Tatsache, ob die Gemeinten nicht-deutscher Herkunft sind oder keine deutschen Pass haben. Gegen die Dämonisierung des Islam versuchen viele in Deutschland lebende Mohammedaner zu arbeiten, insbesondere die junge „Islamische Akademie“ ist hier aktiv. Leider aber erhalten diejenigen, die den Islam zum Feindbild erklärt haben ebenso wie die, die dieses Feindbild als Verhaltensmuster sehen, tatkräftige Unterstützung von den iranischen Ajatollas und arabischen Moslembroderschaften. Doch nicht jede Sinnsuche beim Islam ist als Beziehen des Schützengrabens im Krieg der Kulturen zu werten, nicht jedes Kopftuch ist ein Fanal gegen die abendländischen Werte. Zu achten gilt es jedoch auch darauf, dass umgekehrt das Christentum nicht als Feindbild aufgebaut wird, dessen Anhänger unweigerlich aus dem Paradies ausgeschlossen bleiben. Letztendlich kann nur ein gemeinsamer religionskundlicher Unterricht diese Feindbildproduktionen eindämmen.

Ein Feindbild ganz anderer Art wird in Deutschland zur Zeit mit der Beherrschung bzw. Nichtbeherrschung der deutschen Sprache aufgebaut, verbunden mit der Missachtung der wesentlichen Migranten-Herkunftssprachen. Gilt Mehrsprachigkeit inzwischen auch in Deutschland als große Tugend, so gilt dies nur für die Sprachen der Welthandelsgroßmächte (russisch exklusive), also für englisch, französisch, japanisch, spanisch. Für die Sprachen der wesentlichen Herkunftssprachen der Migranten gilt dies keineswegs – sonst müssten türkisch, arabisch, polnisch, serbisch, bosnisch, kroatisch, russisch unbedingt auf der Lehrplanagenda stehen. Ganz im Gegenteil: Der Pisa-Schock und die Zurkenntnisnahme der Tatsache, dass die Beherrschung der deutschen Sprache der Schlüssel zu unserem Bildungssystem ist, hat zu einer Verfestigung bestehender monolingualer Tendenzen geführt.

⁵ www.migrationsrat.de/themen/diskriminierung_103_schreibtischttaeter_riza.htm

Ungeachtet der Tatsache, dass Spracherwerbsforscher längst bewiesen haben, dass die Beherrschung der Muttersprache den Erwerb der Zweitsprache und aller weiterer Sprachen wesentlich befördere, tut das deutsche Bildungssystem nichts dafür, die Muttersprachen zu respektieren, geschweige denn sie zu pflegen. Das Verbot des türkisch Sprechens auf dem Weddingener Schulhof wurde eher wie eine Erleuchtung angesehen. Kanada und einige Staaten der USA beweisen, wie intensivste Förderung der Einwanderungs- wie Pflege der Herkunftssprache sich gegenseitig befruchten können. Damit wird zugleich Respekt vor der ethnischen Identität der Migranten ausgedrückt. Damit will man in Deutschland höchstens etwas zu tun haben, wenn es ums Essen oder Weltmusik oder modische Aborigines geht.

Diversität contra Feindbilder

Wenn ich schließlich doch mit meinen Erwägungen bei der Kultur lande, so deshalb, weil ich davon überzeugt bin, dass das weite Feld der Kultur, insbesondere ihr Kerngeschäft, die Kunst, Feindbildern etwas entgegenzusetzen hat. Feindbilder sind Negativvisionen, von Erfahrungen, Gefühlen, Phantasien gespeist. Kunst kann ebenso Visionen formulieren oder zumindest dabei helfen und kreative, produktive Kräfte dort freisetzen, wo eigentlich nichts mehr möglich erscheint. Dies ist z.B. die Hoffnung Daniel Barenboims bei seinem „West-östlichen Diwan-Orchester“, in dem seit sechs Jahren junge Palästinenser und Israelis zusammenspielen, die sich bislang nur als Objekte gegenseitigen Hasses wahrgenommen hatten. Dies ist die Hoffnung des Berliner Wannsee-Forums für Jugendarbeit, in dem verfeindete Schul-Gangs zusammen Theater spielen.

Feindbilder haben meist sehr wenig mit konkreten Menschen zu tun; es ist sehr viel schwerer, mit Menschen, die man kennt, verfeindet zu sein, als mit Projektionen. Häufig kennt man auch gar niemand von den „Feinden“, man weiß nichts über die Menschen, die sich hinter den „Feinden“ verbergen. Eine große Chance, Feindbilder abzubauen, beruht im Kennenlernen der Feinde, wenn es auch keine Garantie dafür ist: Denken Sie an das berühmte Front-Fußballspiel zu Weihnachten im 1. Weltkrieg zwischen Deutschen und Engländern: Nach Sylvester schoss man sich wieder gegenseitig tot.

Dennoch: Kultur kann mit ihren Angeboten zur Kommunikation Gesprächsanlässe schaffen. Insbesondere im Fall der ethnischen Feindbilder und im Konflikt zwischen Autochthonen und Allochthonen spielt Nicht-Kennen und Nicht-Wissen eine große Rolle; insbesondere Migranten bedauern sehr, dass sie zu wenig Kontakt haben mit den Menschen, zu denen sie gekommen sind (oder zu denen man sie verfrachtet hat) und man zu wenig übereinander weiß. Dieses sich Erzählen von Biografien ist gerade im nachbarschaftlichen oder Kollegen-Kontext ein wichtiges Werkzeug zur Entzauberung von Feindbildern. Zu einer Strategie der Konfliktbearbeitung entwickelte der israelische Psychologe und Psychanalytiker Dan Bar-On das nach Regeln verlaufende Gespräch; das er in seinem Buch „Die ‚Anderen‘ in uns. Dialog als Modell der interkulturellen Konfliktbewältigung“⁶ am Beispiel des Dialogs zwischen Opfern und Tätern des Holocaust und zwischen Israelis und Palästinensern vorstellt.

Mit meinem Team in Neukölln versuchten wir vor einem Jahr, uns an das ins Wanken bringen einiger Grundfesten von Feindbildern zu machen: Wir realisierten ein großes Projekt zu der Bedeutung von Grundwerten in verschiedenen ethnischen und kulturellen Kontexten, die in Neukölln auf engstem Raum aufeinanderprallen und in

⁶ Hamburg 2001

Form von Mißverständnissen und „critical incidents“ konflikträchtige Funken sprühen. Angestachelt durch die Leitkultur-Debatte, die vor allem den Zweck hatte, ein allgemeines Einwanderungsgesetz zu verhindern und vermeintlich deutsche Werte hochzuhalten, versuchten wir, Wertesysteme der Migrantengemeinschaften in unserer neighbourhood Neukölln herauszufinden: Die Notwendigkeit, über Werte gerade mit Jugendlichen zu sprechen, lag für uns auf der Hand. Diese Recherche wurde unteretzt durch umfangreiche philosophische, religionswissenschaftliche, pädagogische und literarische Studien, bei denen uns Studenten des Instituts für Vergleichende Erziehungswissenschaften an der Humboldt-Universität halfen. Wir identifizierten jeweils zentrale Wertbegriffe und konzentrierten uns auf diejenigen, die in den untersuchten Wertesystemen eine wichtige Rolle spielten. Dies waren die Begriffe Gehorsam, Respekt, Ehre, Scham und Toleranz. Verblüffend waren die außerordentlich unterschiedlichen Bedeutungen dieser Grundwerte. Insbesondere der Begriff „Scham“ hat extrem viele und vielfältige Bedeutungsfelder. In einem Begriff geronnene Konnotationen müssen neben der lapidaren Übersetzung mühsam erklärt werden. Unser ausgesprochen mühseliges Vorgehen erwies sich als richtig, denn durch die Auffächerung dieser schier unendlichen Vielfalt von Werten, Bedeutungen, Worten wurden die Hintergrunddimensionen vieler Konflikte und ihrer schier hoffnungslos erscheinenden Auflösung deutlich. Wir konzentrierten uns schließlich auf den türkischen, arabischen, fernöstlichen und deutschen Kulturhintergrund. Im Laufe des Projekts, das wir „Gute Töchter, gute Söhne“ nannten, insbesondere in der Diskussion mit den Jugendlichen erwies sich auch die Wahl der Werte – ich wiederhole: Gehorsam, Respekt, Ehre, Scham und Toleranz – als völlig richtig, sie bot Gesprächs- und Konfliktstoff ohne Ende. Eine besondere Rolle spielte der Begriff der Ehre insbesondere bei den türkischen und arabischen Jugendlichen. Unsere wesentliche Zielgruppe waren Jugendliche der SEK I+II, doch auch, so wie wir sie erreichen konnten, erwachsene Migranten und natürlich auch Aborigines. Intensivste Diskussionen insbesondere über Ehre, Scham, aber auch Gehorsam und Respekt entwickelten sich. Die Toleranz blieb ein bisschen zurück, wurde dann aber doch als notwendig entdeckt. Die begleitenden Lehrer erkannten in diesen diskussionsfähigen, reflexionsbereiten Jugendlichen ihre Schüler nicht wieder. Sie dachten offenbar zum ersten Mal über Werte, über ethische Grundsätze nach – niemand hatte sie dazu ermutigt oder für fähig gehalten. Fragen der Differenzen und der sich daraus ergebenden Konflikte zwischen unterschiedlichsten Kulturen konnten anhand von Konflikten in der eigenen Gruppe identifiziert und bearbeitet werden. Viele der Schüler kamen aus Hauptschulen, aus der Rütli-Schule und anderen. Sie spürten, dass wir sie ernst nahmen. Ich bin überzeugt, dass wir mit dieser Arbeit Feindbilder abgebaut haben – solche Feindbilder, die mit Nichtkennen und Nichtachten von Diversität, also Vielfalt und Unterschiedlichkeit, zu tun haben. Gegen die Feindbilder, die sich auf der Erfahrung von Hoffnungslosigkeit, die Lebensperspektive beziehen, haben wir nichts zu setzen – außer Empowerment. „Sich stärker fühlen – dies kann gerade Kulturarbeit mit Jugendlichen vermitteln. Doch sonst? Wir können nur hoffen, dass die Probleme und Defizite dort durchgekämpft werden, wo sie hingehören: in der Bildungs- und Arbeitsmarktpolitik, und nicht in undurchsichtigen Feindbildprojektionen, die die Probleme noch unauflösbarer machen. Vielleicht können wir als Kulturleute dabei nützlich sein.

Vortrag zum Kinder- und Jugend-Theater-Festival in Düsseldorf, April 2006

